

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 25

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

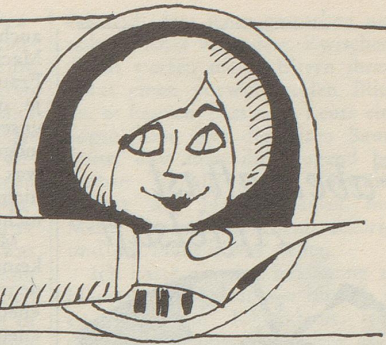
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Das Leben der Hippies

Man glaubt, allerhand von ihnen zu wissen:

«Sie leben in Promiscuität», heisst es. «Sie wechseln fleissig ihre Partner.»

«Sie sind sehr anspruchslos und bescheiden», sagen andere, «auch wenn sie in besten Verhältnissen aufgewachsen sind.»

«Sie sind allesamt Kommunisten», hört man ferner.

«Sie sind arbeitsscheu, sie wollen nur in der Welt herumreisen, nach Katmandu, nach Marrakesch, nach Torremolinos und was weiss ich.»

Am letztern Ort schiebt man sie übrigens bei Beginn der Touristensaison ab, und nach der Saison dürfen sie wiederkommen. Geld bringen sie ja schliesslich auch.

Also wie ist das nun?

Ein älterer Schriftsteller namens Michener befasst sich in einem sehr dicken Buch eingehend mit den «Drifters», den herumzigeunernden Jungen. Er kann sie nicht recht verstehen, aber er hat sie gern. Sie mögen ihn ebenfalls gern, den seriösen, «alten Mann», aber sie lassen sich von ihm nichts vorschreiben. Er selber studiert sie und ihr – für uns ältere Leute – seltsames Leben mit Interesse, einmal als Zeiterscheinung und andererseits, weil er ahnt, dass die Zukunft vielleicht in ihren Händen liegt.

Die «Drifters», also die «Fahrenden» (ein paar von ihnen haben immer etwa Autos) reden ihrem alten Freund gegenüber und unter sich vom «Establishment», der «bürgerlichen Gesellschaft», mehr mit Verachtung als mit Hass oder Abneigung, wie sie denn überhaupt alles Emotionelle ablehnen. Dies erklärt auch den relativen Gleichmut, mit dem sie ihre Partner wechseln (obgleich auch bei ihnen gelegentlich echte und dauernde Bindungen bestehen).

Im ganzen sind die «Drifters» wirklich eher anspruchslos, aber auch anspruchslos reisen und leben kostet Geld. Und, abgesehen von gelegentlichen Aushilfsarbeiten, verdienen die «Fahrenden» kein Geld. Da erklärt denn unser Gewährsmann die Sachlage, die uns immer ein wenig nachdenklich gemacht hat: an gewissen Daten im

Monat sammelt sich eine stattliche Anzahl dieser Wanderer im American Express oder ähnlichen Einrichtungen und holt sich dort den regelmässigen Check von daheim (also vom Establishment) ab. Mit denen, die kein Geld von daheim bekommen, wird aber redlich und brüderlich geteilt. Es gibt keine Unterschiede im Lebensstandard.

Mit Kommunismus hat dies allerdings nichts zu tun. Michener hat zu seiner eigenen Verblüffung festgestellt, die erhebliche Mehrheit der in Europa herumwandernden Hippies oder Drifters (er hat seine Beobachtungen vorwiegend unter seinen amerikanischen jungen Landsleuten gemacht) seien im Garn gefärbte Konservative, die den Konservatismus einfach von ihren Vätern übernommen haben, Konservative, die 1968 republikanisch gewählt hatten und die Absicht äusserten, dasselbe auch fernerhin zu tun.

Dass die Wanderer, in unserm Establishment-Sinne, arbeitsscheu sind, geht im ganzen aus dem Kontext von Micheners Buch hervor. Er nimmt es aber – obwohl er als Sechziger noch angestrengt arbeitet – nicht tragisch, sondern scheint der Auffassung zu sein, dass das Zigeunerleben für die Mehrzahl der jungen Leute eine vorübergehende Lebensphase sei und dass die meisten von ihnen sich über kurz oder länger einer gesicherten Existenz zuwenden. (Manche vielleicht sogar dem Establishment, wer weiss.)

Auch von Drogensucht ist oft die Rede, wo es sich um die jungen Drifters handelt. Aber sie scheint ein Fluch unserer Zeit zu sein, der leider auch Kinder in «geordneten» Verhältnissen nicht verschont. Ob sie bei den Fahrenden häufiger ist, wird nicht gesagt.

Ich beziehe mein Material aus Micheners Buch «The Drifters».

Falls jemand unter meinen Lesern persönliche Erfahrungen in Familie oder Umgebung hat, oder selber zu den jungen Wanderern gehört, wäre ich ihm sehr dankbar, wenn er mir mehr über diese neue Völkerwanderung berichten würde.

Bausch- und Bogenurteile – und zwar meist feindselige – hört man genug, sie interessieren mich nicht.

Bethli

Come-back der Köhle

Liebes Bethli! Wegen dem Knoblauch und den verschiedenen Köhlen musst Du Dir glaub nicht allzuviel Sorgen machen, die sind bald wieder «in». Einstweilen servieren alle Avantgardisten der Küche Armeleute-Essen, weil sie Entrecôte und Chateaubriand nicht mehr sehen können, und was die Künstler und so heute kochen, tun die feinen Leute morgen (so bald sie einmal bei Künstlern zum Znacht waren). Und so lege ich meine mit Knobli gespickte Hand ins Rebenholzfeuer (dass man nur damit grillieren darf, ist Dir sicher auch klar), dass Du demnächst bei feinen Leuten (falls Du aslige kennst, ich kenne nur so mittel-feine), Schäflschulter oder Hirse mit Weisskohl zum Dinner erhalten wirst. Natürlich auf Rustikotellern aus der Provence in einem auf Bauernstube umfunktionierten Salon. Nachher gibt es noch Ziger oder Limburger und ein Entenbussi (das ist ein Baslerschnaps) oder Kafi fertig, und Männlein sowie Weiblein paffen eine Brisago und statt nach Chanel duftet «man» so adrett ländlich urtümlich.

Wart's nur ab, arm sein wird wieder Mode – me häts und vermags ja. Das hat ja das Zürcher Cabaret in «Eusi chlini Stadt» schon vor Jahren vorweggenommen, als die High Snobiety ihren sehnsüchtigen «Zurück zur Na-

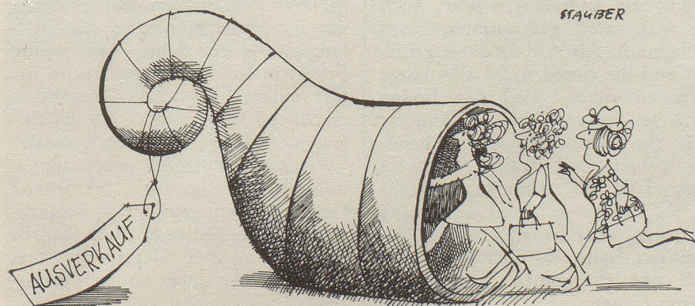
tur»-Song abliess mit Gluscht nach Cervelat, Möschtli, Bernhardinerhund, Gsundheitsschue und einem Zelt am Chatzesee. Also gräme Dich nicht, beim nächsten Znacht bei Generaldirektors (falls Du keine plausible Ausrede hast), übernimmt Fernseh-George Deine Visitenkarte, der Hausherr im Sennenkutteli serviert himself die Geissmilch zum Apéro, und die Tochter des Hauses bringt im Jeansdirndl die Bündner Gerstensuppe. Madame, die soeben den Jüngsten fertiggestellt hat, schöpft den Pot-au-feu und der leicht ausgeflippte Schwiegersohn schmeisst Dir im Overall den Alpenkäs ins Chacheli. Und wenn Dir dann die Party immer noch nicht gefällt, obwohl ein echter Appenzöler zittert, ja dann, liebes Bethli, ist Dir nicht mehr zu helfen.

Deine ländliche Sina

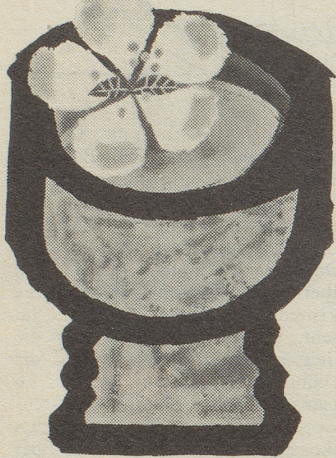
Rocklängen

Warum versuchen die Modeschöpfer eigentlich Jahr für Jahr mit konstanter Bosheit uns Frauen die Röcke zu verlängern? Haben die hohen Herren in Paris oder Rom eigentlich noch nicht gemerkt, dass wir tatsächlich auf einem Gebiet, nämlich dem der Mode, mündig geworden sind und uns nicht mehr so einfach am Modeband gängeln lassen? Wir haben schon lange «unsere» Länge gefunden, die eine lieb't kürzer, die andere länger, die dritte trägt überhaupt nur Hosen. Hosen, die sind ja für uns Frauen schon Xmal totgesagt worden und Xmal feierten sie fröhlichen Urständ! Vorläufig jedenfalls sind sie aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken. Sogar ich älteres Semester bin froh über sie, so brauche ich bei heulender Winterbise doch nicht mehr mit eiskalten Beinen und Füssen durch die Gegend zu marschieren. Auch bei der Gartenarbeit leisten sie mir die besten Dienste, kann ich mich doch bücken, so tief ich muss, ohne befürchten zu müssen, dass der Nachbar – nun, Sie wissen schon.

Und noch eine gute Eigenschaft haben Hosen: Sie sind immer gleich lang. Man muss nicht dauernd den Saum rauf oder runter lassen, will man «in» sein und den Modediktatoren folgen, was ja, wie gesagt, keine vernünftige Frau mehr tut, glücklicherweise! Mit einem gelinden Schauder erinnere ich mich an des New Looks unseli-



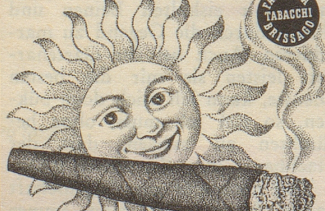
Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

ger Zeiten! Plötzlich hatte man nichts, aber auch rein gar nichts mehr anzuziehen. Schneiderinnen und Modehäuser hatten goldene Zeiten. Jede, wirklich jede Frau machte das Theater der langen und weiten Röcke mit mehr oder weniger Begeisterung mit. Man «durfte» doch auf keinen Fall mehr «kurz» gehen, das wäre ja fürchterlich gewesen! Glücklicherweise war ich in der Aera des Looks noch recht jung, so dass ich mir das G'schlamp um die Beine leisten konnte, ohne gleich wie eine Urgrossmutter auszusehen. Heute wäre dem nicht mehr so, leider. Und deshalb bin ich ja

**Ehrliche Zigarren
für sonnige Stunden**



Toscanelli

Sie schenken dem Raucher einen vollen anregenden Genuss, ohne dass er sie inhalieren kann und muss!

auch so froh, dass die absolute Macht der Modeschöpfer über uns Frauen gebrochen ist. Wir wählen je nach Beinen und Geschmack unsere ganz persönliche Länge, mögen die Herren nun befehlen, was sie wollen! Das kann man nicht oft genug sagen und sich nicht oft genug darüber freuen.

Meine Röcke werden jedenfalls keinen Zentimeter länger gemacht, denn wenn ich die Bilder der «neuen» Mode, die gar keine «neue» ist, sondern eine getreue Kopie derjenigen der 30er Jahre, also wenn ich die Bilder betrachte, ergreift mich das Entsetzen, oder ich muss schallend lachen ob soviel Nostalgie!

Jetzt wünsche ich mir noch eins: Dass eine nach der neuesten Mode gekleidete Dame meinen Weg kreuzt. Bis heute war mir diese Freude noch nicht vergönnt. Schade, es wären so schöne Erinnerungen an meine Kindheit in mir geweckt worden; aber was nicht ist, kann ja noch werden. Irgend ein folgsames Frauenzimmer wird sich wohl finden, das mit wadenlangem Rock, Glockenhut und Engelslocken dem Befehl aus Paris Folge leistet und ich freu mich schon jetzt auf den Moment, wo ich ihm begegnen darf! Eva

Insassen

Die Insassen sassen in der gemütlichen Halle im schmucken Vestibül, auf der hellen Veranda. Sie sassen aber durchaus nicht etwa vergnügt, sondern eher bedrückt und resigniert auf ihren Stühlen. Fast den ganzen Tag sassen sie drin im Haus, machten aber ganz und gar nicht den Eindruck, «in» zu sein, sie sassen bloss, beinahe den ganzen Tag sassen sie, manchmal, zu den Essenszeiten assen sie. Neben dem Altersheim fährt ein angenehmer Spazierweg zum Wald. Was mag die Insassen daran hindern, spazieren zu gehen? Die schwachen Beine? Das müde Herz? Trauen sie dem Wetter nicht? Eine Schwalbe mache noch keinen Frühling, sagt womöglich ein Insasse zum andern. So sassen sie weiterhin, sassen zu Tisch und assen, sassen und assen, was die rührige Köchin-Directrice in den Pfannen zu einem sanften Altersbrei gerührt hat. Die Insassen hätten allesamt Arterienverkalkung, sagte sie uns, und können nichts mehr denken.

Auf einem Bänklein im Wald trafen wir dann zufällig eine Insassin, die ausgeflogen war, auch sie war nicht gar munter, noch frohgemut. Als wir sie dann grüssten und ihr rieten, nicht allzulange dort zu sitzen, weil der Boden noch feucht und kalt sei, änderte sich ihr Aussehen überraschend. Sie lächelte und strahlte. Dass sie jemand darauf aufmerksam machte, sie könnte sich eine Erkältung zuziehen, dass jemand mit ihr geplaudert habe, darüber werde sie sich nun die ganze Woche hindurch freuen. Lisa

Vom Traum, der in Erfüllung ging

Viele, viele Jahre vegetierte ich gelangweilt und unbeachtet dahin. Kein Mensch, geschweige denn ein Institut, interessierte sich für mein gar nicht so unbedeutendes Innenleben.

Jetzt plötzlich, an einem scheinbar ganz gewöhnlichen Freitagabend, stand das Schicksal in Gestalt eines dunkelgelockten jungen Mannes vor der Tür. Wie schwellte meine Brust, als er sich als Abgesandter nicht etwa einer Waschmittel- oder Zigarettfabrik, sondern eines richtigen, ausgewachsenen Meinungsforschungsinstituts entpuppte. Endlich entdeckt zu werden, ein jahrealtes inneres Verlangen der frustrierten Hausfrau. Natürlich blieb der Gelockte nicht lange vor der Tür, sondern wurde gleich in die gute Stube geführt, weil er so sympathisch war.

Nun begann ein anderthalbstündiges, fast intellektuelles Verhör. Der Anfang war verhältnismässig leicht. Staubsauger, Teppichroller, Waschmaschine usw. konnte ich ohne grosses Kopfzerbrechen bejahen. Dann wurde es aber unerhörte knifflig. «Finden Sie die abgebildeten nackten Frauen in vielen Illustrierten unpassend?» «Was ist für Sie an der Liebe wichtiger: Zärtlichkeit oder der Akt?» Ich errötete, glaube ich, bei keiner einzigen Frage. Zum Glück folgten bald: «Wie ist die Situation der Fremdarbeiter in der Schweiz zu bewerten? Sehr positiv – positiv – weder noch – eher unbefriedigend – sehr unbefriedigend.» Mein Verhältnis zur Dritten Welt sowie die Nützlichkeit der wilden Tiere und solch schwieriges Zeug war anstrengend. Da gab es einen ganzen Stoss darunter, den ich mit «weder noch» beantworten musste.

«Tun Sie viel für andere?» fand ich eher geschmacklos. Welcher Christenmensch wagt denn zu behaupten, dass ja? Ueberhaupt wurde der mit den langen Haaren gegen Ende des Interviews immer zudringlicher. Was geht es ihn an, wie oft ich bade, ob ich die üblichen Kosmetika brauche und wie oft ich zur Kirche gehe? Als er nun wissen wollte, ob ich zur unteren Klasse, zum Mittelstand, zum gehobenen Mittelstand oder zur Elite gehöre (schliesslich besitzen wir einen Perserteppich, und erst noch einen blauen, da ist die Situation doch klar, oder?) und ihn gar das Einkommen meines Mannes interessierte, besann ich mich langsam aber sicher auf meine Privatsphäre. Alles was recht ist. Mit einem heimlichen Seitenblick erspähte ich die Spalte, die der Befragte selber ausfüllen musste. «Wirkte die Befragte selbstsicher – unbestimmt – nervös – zerfahren? Gepflegt – ungepflegt – schlampig?» Leider füllte er diese Rubrik nicht in meiner Gegenwart aus; ich hätte ihm dabei zu gern geholfen.

Für das strapaziöse Interview bekam ich übrigens rein gar nichts bezahlt. Aber man weiss es ja: Geistesarbeit wird immer unterbewertet. Ruth K.

In Sachen Geschirrspüler

Frau Elisabeth hat Schwierigkeiten mit ihrem «zweitbesten Geschirrspüler der Welt» und klagt sie auf der Frauenseite des Nebi Nr. 20. Ich nehme an ihrem Verdross Anteil, denn Kaffeetassli mit braunen Rändern sind grusig. Aber dass Frau Elisabeth jetzt selber wieder die Rolle der besten aller Geschirrspüler spielt, das will mir gar nicht gefallen. Ich bin froh, dass Frau Elisabeth ziemlich sicher nicht zu unserem Verwandten- oder Freundeskreis gehört, denn ich nehme neuerdings nur noch Einladungen zu Haupt- und Zwischenmahlzeiten an, wenn in selbiger Küche ein Geschirrspüler benützt wird. Das ewig schlechte Gewissen, wenn die Hausfrau mit dem Geschirrbügel in die Küche verschwindet, geht mir nachgerade auf die Nerven. Einige kleine Handreichungen beim Füllen des Geschirrspülers bringe ich noch zustande, aber des guten Eindrucks wegen mit der Hausfrau und den diversen Abtrübnitüchli stundenlang in der Küche herumhantieren, während die Männer in der guten Stube schöngestige Gespräche führen, das erträgt mein ohnehin unter einem Frauen-Diskriminierungskomplex leidendes Gemüt einfach nicht.

Trotzdem frisst mich der Neid der Besitzlosen fast auf! Ich habe nämlich selbst keinen Geschirrspüler und werde vorläufig auch keinen besitzen! Warum habe ich mir beim letzten, allerdings bereits vor grauer Zeit erfolgten Wohnungsumzug nur eine räumlich kleine Küche gewünscht, jetzt han i de Dräck! Nichts Neumöbliches hat darin mehr Platz. Sälber tschuld! Irene

Wer klärt mich auf?

Im Laufe der Jahre lernt man als Hausfrau etliche Tricks und Kniffe kennen, die einem die Arbeit erleichtern oder den Erfolg einer Tätigkeit sichern. Plötzlich sieht man einen Sinn darin, warum man *was so* macht. Und doch bin ich bis heute mit einem Problem nicht fertig geworden. Trotz jahrelangem Beobachten habe ich nicht herausfinden können, warum so viele Frauen Morgen für Morgen ihre Deckbetten, Kissen, Wolldecken und Leintücher zum Fenster hinaushängen. Und das bei jedem Wetter! Zuerst glaubte ich, das müsse gut sein, wenn es doch meine Nachbarinnen immer wieder tun. Doch dann hörte ich eine innere Stimme, die mich an meine Lehrzeit erinnerte. Man hatte uns damals erklärt, Federn und Daunenseien Naturprodukte, mit einem Fett ausgerüstet. Lässt man sie zu lange an der Sonne bräteln,

werden sie brüchig, weil sie ausgetrocknet sind. Also, nicht in die Sonne! dachte ich mir. Nebel, Regen und Schnee sind, von meinem Standpunkt aus gesehen, keine geeigneten Wetterverhältnisse, weil sie feucht bis nass sind. Auch hier keine Vorteile! Feuchte Betten sollen sich nachteilig auf die Gesundheit auswirken. Oder irre ich mich? Warum müssen die Bett-sachen jeden Tag an die heisse, nasse, feuchte oder ab und zu auch trockene Luft? Woher stammt diese Sitte oder vielleicht sogar Unsitte? Wer kann mir dafür eine stichhaltige Erklärung geben? Ich weiss tatsächlich keine! Heidi

Liebes Heidi, ich mache das längst nicht mehr – und die meisten meiner Bekannten auch nicht. Es führt bloss zu Russflecken aus fremden und eigenen Kaminen. Man kann das Bett auch bei offenem Fenster lüften, und glückliche Besitzerinnen von Leintüchern, die «fixiert» sind, brauchen die Decken bloss gehörig zurückzuschlagen. Gute Matratzen brauchen nur einmal pro Woche gewendet zu werden – falls überhaupt. Dies sind die Erfahrungen meiner Bekannten und meine eigenen. Aber vielleicht sind wir alle Schlampen. B.

«Gstudierte» und Gastarbeiter

Da besteht kein Zusammenhang? Es besteht einer. Unsere Universitäten sind (z. T. auf unsere Kosten) überfüllt. Nichts gegen ein seriöses Studium – auch aus Arbeiterkreisen. Intelligenz und Charakter sollten aber Vorbedingung sein. Oder ist es richtig, wenn gewisse Eltern glauben, ihr Sohn müsse unbedingt ein Studier-ter sein, wenn er dann zu denen gehört, die ungebührlich lange im Studium sitzenbleiben und gar nicht daran denken, es so schnell wie möglich zu beenden? Und was machen alle diese Studenten nacher? (Sie kümmern sich ja nicht darum, ob sie nacher im Beruf gefragt sind.) Der praktischen Arbeit in der Wirtschaft sind sie aber auf jeden Fall jahrelang entzogen. Dafür haben wir ja eben die Gastarbeiter.

Gerade heute geniessen Handwerker und Fabrikarbeiter das grösste Ansehen aller Zeiten, aber trotzdem müssen die Jungen etwas «Besseres» sein. Nach meiner Erfahrung sind gerade Eltern, die ihre Kinder aus Prestige ins Studium schicken, empfindlich gegen «gewöhnliche Arbeiter» und namentlich Gastarbeiter. Sie schimpfen über die Kosten, die Gastarbeiter «verursachen». (Man muss ja nur für sie Schulen, Spitäler und Wohnungen bauen!) Sie vergessen nur zu gerne die nachweisbare Arbeitsleistung und die Steuern der Gastarbeiter, die unserm Land zum Wohlstand verhelfen, während uns gewisse Studenten nur Kosten bringen und eventuell nie eine Gegenleistung.

Ueber die ausländischen Studenten, die unsere Universitäten belasten, wird nie gejammert, aber

eben – über belegte Spitalbetten von Gastarbeitern! Man sollte das Problem auch einmal von dieser Seite her sehen. Wenn immer mehr Schweizer von der Handarbeit nichts mehr wissen wollen und die Verbleibenden ihre Arbeitszeit noch verkürzen, dann müssen sie nicht ändern die Lösung des Fremdarbeiterproblems in die Schuhe schieben – aber es ist ringer. Viele Frauen werden nur mit den negativen Seiten im Zusammenleben mit Fremdarbeitern konfrontiert – es ist erschreckend zu hören, wie diese ins Pfefferland gewünscht werden – betreffend die Ueberfremdungs-Initiative können diese Frauen eine grosse Gefahr bedeuten, weshalb ich an ihre Intelligenz appelliere. Paulette

Die blitzschnellen Flitzer

Liebe Ingrid! Diente Exhibitionismus dem Abreagieren von Aggressionen, dann wäre das Flitzen wirklich ein harmloses Mittel dazu, «damit es in der Welt besser stünde», wie Sie in Nr. 19 schreiben. Ich glaube aber eher, dass es eine neue Sex-Welle ist. Denn noch nie hat man sich punkto Kleidung und gesellschaftlicher Verhaltensnormen so viel leisten können wie heute. Die einen mögen's heiss, die andern mini oder maxi, alles ist erlaubt. Man hat das Gefühl, das ganze Jahr hindurch herrsche Fasnacht, wenn man die be- oder verkleideten Mädchen und Burschen in der Strasse anschaut.

Ich gehöre der Vorkriegsgeneration an, da war es z. B. in gewissen Betrieben verboten, selbst im heissesten Sommer, ohne Strümpfe zu erscheinen. Träm-ler, Polizisten, alle Uniformierten hat man nie in Hemdsärmeln gesehen, und wenn 35 Grad im Schatten

waren. In ein Konzert oder Theater zu gehen ohne festliche Kleidung war ungehörig. Da herrschte Modediktat. Und erst bei unseren Grossmüttern, was haben die alles auf sich genommen punkto Kleidung: Mieder, die die Taille zuschnürten, dass sie kaum atmen konnten. Da gibt es kein «Sich-salpp-geben». Wenn es ein Zeitalter gibt, wo jeder wählen kann, was ihm beliebt punkto Kleidung, dann ist es sicher das heutige. Kürzlich zog der vor mir sitzende Mann in einem Beethoven-Konzert seinen Pulli aus, es schien, die Musik der Romantik habe ihm heiss gemacht. – Ich persönlich habe mich noch nie als Spinner gefühlt, wenn ich die Treppe hinauf gehe, statt den Lift zu nehmen, zu Fuss bummle oder velofahre. Ich küm-mere mich nicht um die Meinung der sogenannten Gesellschaft.

Liebe Ingrid, wenn wir uns unbedingt von einem Zwang glauben befreien zu müssen, hat uns die Ungehemtheit frei gemacht? Sie sucht nur immer nach neuen Ausdrucksformen und ist jetzt eben beim Flitzen angelangt. Caroline

Haus mit Atmosphäre

Zu Häusern kann man eine Beziehung haben, und meine Eltern haben das. So fahren sie denn alle paar Jahre hin zu den Häusern ihrer Geburt, zu den Stätten, wo ihre Jugend begraben liegt. Dort stehen sie dann, verlegen prüfend, ob noch alles ist, wie es war, feststellend, dass es noch so ist, bis auf den alten Baum, den man – wie konnte man nur – gefällt hatte, und hinter gehobenen Gardinen sehen sie fremde Gesichter, die sie misstrauisch mustern. Den Nachbarn – es sind noch die gleichen – gibt man sich später zu erkennen, wechselt ein paar Worte, er-

fahrend, dass jener gestorben und sich manches verändert. Zwischen-durch werfen meine Eltern ihrem Haus einen vorwurfsvollen Blick zu; es liess zu, dass neue Leute einzogen, dass man den alten Baum fällte, dass man ihre Jugend begraben – all diese Vorwürfe nimmt das Haus gelassen hin. Meine Eltern kehren heim, traurig, und das Haus bleibt stehen.

Ich hatte nie eine Beziehung zu Häusern. Aufgewachsen bin ich in einem grünen Reihnhaus, von denen es in unserer Strasse noch fünfzig andere gab, alle grün, Küche rechts, Treppe links und davor ein kleiner Garten. Und ich weiss nur, dass in unserem Garten eine Hortensie stand, die meine Mutter mit Liebe pflegte. Als wir fortzogen, verlor ich einige Freunde und meine Mutter ihre Hortensie.

Ein neues Haus trat an die Stelle des grünen; es war ein altes, und meine Eltern sahen sofort – untrüglich in ihrem Blick für solches – dass es «Atmosphäre» habe, welches übrigens ein typischer Ausdruck aus ihrem Fachjargon ist. Wir zogen ein; und wenn uns an Abenden Freunde besuchen, wir in fröhlicher Runde beisammensitzen, das Haus zu leben beginnt – dann stimme ich meinen Eltern zu: dieses Haus hat Atmosphäre.

Doch wir meinen etwas ganz Verschiedenes. Dani

Die Wandlung

In der Radiosendung «notier's und probier's» wurde ein toller Leserintertip für einen gelungenen Sonntagsmorgen durchgegeben: Gipfeli mit ganz wenig Wasser einpinseln, kurz in den Ofen schieben – Resultat: ganz frische, knusprige Weggli ... Katrin

